Klaus Jünschke, Jahrgang 1947, wegen Polizistenmord verurteilt zu lebenslanger Haft, ist nach fast 16 Jahren Gefängnis als erster Ex-Terrorist jetzt begnadigt worden. Er ist ein Kämpfer geblieben – aber heute streitet er in Talk-Shows für Versöhnung

MATTHIAS HORX UND B. C. MÖLLER (PHOTOS)

Am Ende der bleiernen Zeit

Sie haben ihre Jugend einer wahnwitzigen Idee geopfert, heute sind sie nachdenkliche, melancholische Vierzigjährige, die ihre Vergangenheit nicht verdrängen können und wollen. Die RAF-Aussteiger, deren Bilder uns noch von den Fahndungslisten bekannt sind, suchen nach einer neuen Identität

Astrid Proll, Jahrgang 1947, ist eine der wenigen Überlebenden der ersten RAF-Generation. Sie kannte Andreas Baader und Ulrike Meinhof noch persönlich. Erst heute, mehr als ein Jahrzehnt nach ihrer Haftentlassung und nach dem Tod ihrer Freunde, hat sie sich eine berufliche Existenz geschaffen. Nach vielen Jahren der Trauer und des Schweigens mischt sie sich wieder in politische Debatten ein, die den Terrorismus beenden könnten

Christoph Wackernagel, Jahrgang 1951, wurde 1977 nach einem mörderischen Feuergefecht in Amsterdam verhaftet. Heute ist er mit dem Polizisten befreundet, der dabei verletzt wurde und ihn damals festnahm. Um zu verstehen, wie es zum Terrorismus kam, las er im Gefängnis eine Unzahl von Büchern. Nach zehn Jahren Haft träumt der Sohn eines Theaterintendanten jetzt davon, in seinem alten Beruf weitermachen zu können: als Schauspieler

Es gibt Geschichten, die sich anhören wie von blauäugigen Idealisten erfunden. Die Geschichte, von der hier die Rede sein soll, beginnt am 10. November 1977 in einer Telephonzelle am Stadtrand von Amsterdam. Gegen 10 Uhr werden die RAF-Terroristen Christoph Wackernagel und Gerd Schneider, die von einem militärischen Training im Nahen Osten kommend auf dem Flughafen Schiphol gelandet sind, von einem schwerbewaffneten Trupp Polizisten gestellt. Sie ziehen sofort ihre Waffen, es kommt zum Feuergefecht. An dessen Ende ist Gerd Schneider, von neun Kugeln getroffen, dem Tode nah, Wackernagel wird nur leicht verletzt. Es folgt die „bleierne Zeit" – Verhöre, Isolationshaft, verbissener Widerstand gegen die Gefängnisbehörden, lebensgefährliche Hungerstreiks. Die holländischen Behörden liefern Schneider und Wackernagel nach Deutschland aus, wo sie zu je 15 Jahren Haft verurteilt werden.

Während all der Jahre, die noch vergehen sollen, bis die beiden sich öffentlich vom Terrorismus distanzieren, erkundigt sich immer wieder ein Holländer nach ihrem Gesundheitszustand. Der Mann heißt Herman van Hoogen, er ist Kommissar der Amsterdamer Kriminalpolizei, war Anführer jenes Antiterror-Sonderkommandos der Polizei, auch er wurde bei jener Schießerei verletzt. Als für die beiden Inhaftierten nach siebeneinhalb Jahren eine erste Entlassungsmöglichkeit besteht, schreibt der Kommissar einen Brief an die deutschen Behörden, in dem er die Freilassung befürwortet. Wackernagel und Schneider, so seine Argumentation, hätten aus idealistischen Motiven gehandelt; ihnen sei allemal mehr Respekt entgegenzubringen als Tätern aus purem Eigennutz. Van Hoogen beginnt, mit den Inhaftierten zu korrespondieren. Später besucht er sie mehrmals. Und als sie im Herbst des Jahres 1987, nach zehn Jahren Haft, in Freiheit gelangen, ist van Hoogen der erste, der mit seiner Frau und Blumensträußen zur Gratulation anreist.

Bochum, eine Stadt ohne Ende. In einer Siedlung aus den frühen siebziger Jahren wohnt Christoph Wackernagel heute im Parterre eines gesichtslosen Wohnblocks, zusammen mit seiner Lebensgefährtin. In seinem Arbeitszimmer summt ein Schreibcomputer, im Regal stehen immer noch die blauen Bände der Marx-Engels-Werke, mit unzähligen Notizzettelchen darin – drei Jahre lang haben Schneider und Wackernagel im Gefängnis versucht, durch eine penible Marx-Exegese den Fehlern der RAF auf die Spur zu kommen. „Ursprünglich wollten wir die RAF theoretisch retten, aber dann zerbröckelte uns das ganze Denkgebäude zwischen den Fingern." Noch immer trifft sich Wackernagel mit seinem ehemaligen Feind, dem Polizisten, besucht ihn und seine Frau in deren gemütlichem Amsterdamer Reihenhaus, diskutiert mit ihm über Gott und die Welt. „Vom Schießen zum Reden zu kommen – das war wie eine Art Trip", sagt Wackernagel. „Daß es möglich war, hängt auch damit zusammen, daß van Hoogen ein Polizist ganz anderer Art ist – leider ein seltenes Exemplar. Für ihn war es eine moralische Niederlage, daß er seine Waffe gegen uns benutzen mußte. Und für uns geriet eine Welt aus den Fugen. Irgend etwas stimmte nicht mit dem bewaffneten Kampf, wenn ein Bulle so reagierte."

„Vom Schießen zum Reden zu kommen, das war wie eine Art Trip"

Das Fahndungsphoto des Christoph Wackernagel zeigt einen langhaarigen, verträumten und zornigen jungen Mann. Heute geht der Sohn eines Theaterintendanten und einer Schauspielerin auf die Vierzig zu, mit allmählich schütterem Haar, aber immer noch leuchtenden Augen. Er lebt von Arbeitslosengeld und Literaturlesungen und möchte wieder in seinem alten Beruf arbeiten – als Schauspieler. Aber wer weiß noch, daß er in diesem Beruf einst glänzte, 1967 als jugendlicher Schönling die Hauptrolle in Johannes Schaafs „Tätowierungen" spielte, lange bevor er sich für die RAF entschied?

Gerd Schneider hat es da schwerer. Ein hagerer, stiller, melancholischer Mann mit einem asketischen scharfgeschnittenen Gesicht. Ein Grübler. Drei der Polizeikugeln stecken immer noch in seinem spindeldürren Körper. Schneider ist nach seiner Haftentlassung zu Freunden in eine süddeutsche Großstadt gezogen. Er mag sich nicht photographieren lassen. Er, der so mager ist, daß man das Gefühl hat, er müsse gleich zerbrechen, arbeitet als Lastwagenentlader in einer Fabrik. Dort kennt keiner seine Identität.

Überhaupt: die Gesichter. Die Zeit, in der die RAF-Mitglieder mit Hungerstreiks bis zum Tode um das kämpften, was sie „revolutionäre Identität" nannten, haben tiefe Spuren hinterlassen. Etwas Mönchisches liegt in diesen Gesichtern. Und immer wieder möchte man sich die Augen reiben: Sind diese ruhigen, bedächtigen, melancholischen Vierzigjährigen tatsächlich dieselben Menschen, die einst als entschlossene Revolutionäre steckbrieflich gesucht wurden?

Diez bei Limburg: ein schlichter Flachbau, ein karges Zimmer von neun Quadratmetern, ein paar zerlesene Bücher, eine Schreibplatte auf Böcken, ein schmales Bett, ein Regal. Hier, im Freigängerhaus der Justizvollzugsanstalt, lebte Klaus Jünschke bis zu seiner Begnadigung Mitte Juni. Klaus Jünschke war ein Joker im Spiel zwischen Liberalität und Härtebedürfnis des Staates und das, obwohl er sich bereits vom Gedankengut des Terrorismus verabschiedete, als Schneider und Wackernagel verhaftet wurden. In seiner bedächtigen, fast tastenden Sprechweise spürt man noch die sieben Jahre Isolationshaft und fast sechzehn Jahre Haft insgesamt. „Wir haben", sagt er leise, fast beschwörend, „im Knast ja nicht nur vegetiert. Wir haben gelebt. Wir sind erwachsen und älter geworden, mit allen Konsequenzen, die das hat."

Jünschke ist ein politischer Mensch geblieben. Auf Amnestie-Veranstaltungen und in Talk-Shows wird er nicht müde, auf die verheerenden Wirkungen der Isolationshaft hinzuweisen und im selben Atemzug die verheerenden Irrtümer seiner Generation einzugestehen. Da gerät er schon mal in den Stinkbombenhagel der Autonomen, die seine Argumente nicht hören wollen. Auch ordnungsliebende Politiker aus dem rechten Lager fürchten ihn, denn seine Worte haben eine seltsame, fast magische Kraft. Alles deutet darauf hin, daß er für eine Tat im Gefängnis saß, die er nicht begangen hat. Und dennoch hat er seine Schuld angenommen. Verurteilt wurde er wegen Mordes an einem Polizeibeamten bei einem Banküberfall in Kaiserslautern. „Es gibt keine Alternative dazu, jemanden, der Menschen tötet, einzusperren", sagt er. „Wenn man mich damals nicht verhaftet hätte, hätte ich wahrscheinlich irgendwann einen Menschen umgebracht. Ich habe nicht geschossen, aber es hat bei diesem Banküberfall tatsächlich einen Toten gegeben. Also kann ich schlecht sagen, ich hätte damit nichts zu tun." Denken alle Ex-RAFler so radikal über sich selbst nach?

Eine Kleinstadt in der Mitte der Republik, eine Gasse mit Kopfsteinpflaster, eine Studentenkneipe, wie sie typischer nicht sein könnte. Rockmusik dröhnt, die Espressomaschine pfeift, man raucht selbstgedrehte Zigaretten. Hinter der Theke steht G., eines der wenigen RAF-Mitglieder der ersten Generation, die mit einer geringen Gefängnisstrafe davonkamen. Die Geschichte von G. zeigt, daß nach der Haftentlassung nicht unbedingt soziale Iso- ▸

lation und Ächtung durch die Gesellschaft stehen müssen. Er ist nach einigen alternativen Experimenten in seine Heimatstadt zurückgekehrt und heute wieder fest integriert. Man kennt ihn hier seit seiner Kindheit, weiß um seine Vergangenheit, frotzelt ab und zu über „unseren Terrorspezi", aber der Respekt überwiegt, denn G. hat es inzwischen zu etwas gebracht: Er ist Kleinunternehmer. Sieben Angestellte stehen in seiner Kneipe in Lohn und Brot, demnächst eröffnet er ein portugiesisches Restaurant; äußerlich ist er ein Freak geblieben, aber im Geschäft ist er ein Profi. Sein Weltbild ist weitgehend ungetrübt von jener Melancholie, die seine ehemaligen Kampfkameraden mit sich herumschleppen. Die Geschichte der RAF – diesen Eindruck wird man nicht los – ist für ihn vorbei, gegessen, paletti. „Wir hatten damals ja keine andere Wahl", sagt er. „Der Staat hat uns in den Untergrund gezwungen. Was hätten wir anderes tun sollen?" Schon bald kommt die Rede wieder auf sein Geschäft. Er klagt über die Steuern, über die hohen Krankenkassen-Beiträge, die er für seine Angestellten abführen muß: „Diese Bürokraten! Sie stecken das Geld ein und machen damit, was sie wollen!" G. ist der zum Unternehmer geläuterte Terrorist; nahtlos ist die Rede vom „Schweinesystem" übergegangen in die Klage über den Fiskus.

Weshalb jemand Terrorist wird, darüber gibt es viele Theorien. Der calvinistische Protestantismus soll eine Rolle gespielt haben, da war die Rede von den verwöhnten Bürgersöhnen, von mangelnder Mutterliebe und frühkindlichen Psychoschädigungen. Beim näheren Hinsehen lösen sich alle diese Theorien in nichts auf. Die jungen Menschen, die in den späten sechziger und in den siebziger Jahren zur Waffe griffen, stammen aus allen Bevölkerungsschichten; es waren nicht die Kinder Hitlers, sondern die Kinder der Gesellschaft. Mit Sicherheit waren es die Sensibelsten, die Empfindlichsten, diejenigen, denen „der Vietnam-Krieg und die deutsche Vergangenheit am tiefsten durch die dünne Haut gingen" (Gerd Schneider). „Aber am Ende", sagt Christoph Wackernagel, „spielte der Zufall doch die größte Rolle." Ob man zu einem bestimmten Zeitpunkt die ‚richtigen' Leute getroffen hat – das war entscheidend dafür, ob man zur RAF kam oder nicht.

Astrid Proll lernte Andreas Baader, Ulrike Meinhof und andere RAF-Gründungsmitglieder zu einer Zeit kennen, als „Terrorismus" noch aus einer Mischung aus Desperadoromantik und Wildwestspielen zu bestehen schien. Wenn die Arzttochter aus Kassel heute über diese Zeit redet, spürt man immer noch die ungeheure Intensität in dieser Gruppe. Entgegen weitverbreiteter Vorurteile hatte zumindest die erste Generation der RAF sehr viel mit dem existentialistischen „warmen" Lebensgefühl zu tun, das Ende der sechziger Jahre zum Aufbruch der Jugend führte. Peter-Jürgen Boock hat diesen emphatischen Romantizismus, das extreme Nähe- und Wahrheitsbedürfnis, das damals die selbsternannten Kämpfer zusammenschweißte, genau beschrieben. Sein Roman „Abgang" ist ein authentisches Protokoll aus dem Innenleben der RAF. Er schildert die Selbstüberhöhung, den kitschigen Heroismus, die Sehnsucht nach einer hundertprozentigen Moral und auch die enormen Schuldgefühle gegenüber den eigenen gefangenen Genossen. All das führte schließlich zum totalen Terror auch *innerhalb* der RAF-Gruppen, zur totalen Kontrolle und Selbstkontrolle jeder kleinsten psychischen Regung.

„Im Knast haben wir nicht nur vegetiert. Wir sind älter geworden. Mit allen Konsequenzen"

Wie entkommt man einer solchen Geschichte? Sich von den politischen Theorien loszusagen ist noch das wenigste. „Ich weiß gar nicht, ob die RAF eine politische Gruppe war. Sie war eher so etwas sie die Selbstanmaßung einer Generation", sagt Astrid Proll. „Ich bin immer wieder erstaunt, wie Jüngere auf die RAF-Geschichte reagieren. Ob man will oder nicht – man ist eine Art Kultfigur für viele, die heute zwischen 17 und 25 Jahre alt sind. Man versucht, ihnen zu erklären, daß das auch ein Alptraum war. Aber sie sagen: ‚Ihr habt wenigstens was erlebt.'"

Astrid Proll hat fast zehn Jahre gebraucht, um sich nach ihrer Haft eine minimale Lebensstabilität zu sichern. Lange Zeit war sie von Anfällen geplagt, die sie praktisch lebensunfähig machten; Polizeisirenen auf der Straße versetzten sie in Angst, geschlossene Räume in Panik. Heute arbeitet sie als Bildredakteurin bei einer Zeitschrift, die für wesentlich Jüngere gemacht ist. „Vielleicht", sagt sie nachdenklich, „kann diese Gesellschaft aus der Geschichte der RAF auch lernen. So, wie wir gelernt haben."

Von den knapp hundert Menschen, die einst bewaffnet in den Untergrund gingen, ist jeder sechste tot. Noch neunzehn „Lebenslängliche" sitzen im Gefängnis, der Rest ist frei. Einige, wie Manfred Grashof oder Siegfried Haag, haben sich zwar von der RAF losgesagt, möchten aber nichts mit der Öffentlichkeit zu tun haben. Andere, die ihre Haftstrafen absaßen, hängen nach wie vor Gedanken nach, die sie einst in die RAF führten (wie Monika Berberich) oder sind in Außenseiter-Subkulturen integriert. Die wenigen Unerbittlichen in den Gefängnissen sind tatsächlich diejenigen, die durch extreme Isolationshaft niemals die Chance der Diskussion über ihre Zweifel hatten, wie etwa Christian Klar oder Brigitte Mohnhaupt. Irmgard Möller, die als einzige die Todesnacht von Stammheim überlebte (und als einzige den Mordmythos, der andauernd neue Rekruten schafft, beenden könnte), schweigt noch immer. Viele von denen, die ausgestiegen sind, haben Bücher geschrieben, um ihre Erfahrungen zu verarbeiten, oder sie gaben (wie Angelika Speitel) erschütternde Interviews. Aber feste Bindungen oder gar einen Veteranenklub gibt es nicht.

Die Aussteiger aus der RAF – bisweilen wirken sie wie Schlafwandler in einer fremden Welt. Ihnen fehlen zehn Jahre alltagskultureller Entwicklung in der Bundesrepublik: Obwohl sie an vielen Diskussionen auch im Gefängnis teilnahmen, stammt ihr Lebensgefühl und ihr Gesellschaftsbild noch tief aus den siebziger Jahren mit ihrem Hang zum Moralismus, ihrem Drang zur philosophischen Konsequenz und moralischen Rigorosität. Das (heilsame) Durcheinander der Weltbilder, das in den Achtzigern über die bundesrepublikanische Gesellschaft hereingebrochen ist, kennen sie nicht. Im Gefängnis haben sie über sich selbst und die Gesellschaft nachgegrübelt, haben ganze Bibliotheken gelesen und sich unaufhörlich mit der Frage auseinandergesetzt, wie und ob man die Gesellschaft verändern kann. Das verleiht ihren Gedanken Schwere und Genauigkeit – aber interessiert man sich heute noch dafür?

Bleibt am Ende die Frage: Konnte diese Generation, können ihre Protagonisten, die den fatalen Weg des Terrors gegangen sind, aufrichtiger mit ihrer Vergangenheit und Verantwortung umgehen als ihre Väter? Gelingt es ihnen, *anders* mit ihrer Schuld zurechtzukommen als mit Verdrängung, Rationalisierung und Vergessen? Die Antwort ist noch offen. Gerd Schneider sagt: „Der Staat und ich, wir sind quitt. Trauer, Moral und Skrupel sind erst einmal Privatsache." Klaus Jünschke: „Es gibt keine Möglichkeit, wie wir uns aus der Verantwortung für unsere Taten herausreden könnten." Und Christoph Wackernagel mit seinem herzlichen Sarkasmus: „Wir haben mindestens zehn Jahre im Knast gesessen. *Das* ist der Unterschied zu unseren Vätern." ◂